

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

6.

„Was lehrt das Leben? Gib

Mir bündigen Bescheid!“

„Gingeben, was dir lieb —

Sinnehen, was dir leid!“ Paul Deyse.

Am anderen Mittag promenierte Wolf vergeblich vor dem Putzgeschäft — er sah Mary nicht. Aber er konnte sie nicht verfehlen haben — sie war dann eben nicht im Geschäft gewesen — und er hätte sie doch so gern gesehen heut! Am Nachmittag fand er einen Brief vor, in dem sie ihm mitteilte, daß sie am Abend unmöglich kommen könnte; sie könnte ihm nicht unter die Augen treten. „Süßes Mädchen,“ sagte er leise vor sich hin, und ließ sich am Schreibtisch nieder, sie mit den zärtlichsten Worte zu beruhigen — nun wäre sie doch unauslöschlich mit ihm verbunden — so schrieb er ihr in heißen Worten, seine aufrichtige Liebe betauernd und sie zuletzt um ein baldiges Wiedersehen bittend.

Sinnend lehnte er im Sessel, während ein weiches Lächeln sein ernstes Gesicht verklärte — er gedachte des verflohenen Abends, wie glücklich sie beide gewesen waren, und wie sie ihm nun für immer gehörte — ein Ehrloser, wenn er sie jetzt verließ. Der Gedanke an sie brachte sein Blut zum Sieden; er sprang auf und trat an das Fenster. Da sah er auf der anderen Seite der Straße Fräulein Ulrich gehen, die auffallend nach seiner Wohnung blickte. Hastig trat er zurück, während eine Wolke über seine Stirn flog; mußte denn dieses Mädchen immer seinen Weg kreuzen? Er betrachtete es fast als ein Omen, wenn er sie sah — sicher passierte ihm dann etwas Unangenehmes! Sie war ihm unsagbar zuwider.

Am nächsten Tage begegnete ihm Mary zur gewohnten Stunde; einen Blick hingebender Liebe warf sie ihm zu, dann aber wandte sie sich schen ab, während es flammendrot über ihr Gesicht lief: sie sah elend aus und hatte dunkle Ringe um die Augen. Sie tat ihm so leid; auf ihrem süßen Gesicht spiegeln sich für ihn ihre Empfindungen, ach, so deutlich wider. Er fühlte mit ihr und sehnte doppelt die Stunde herbei, in der er sie trösten und beruhigen konnte. Anderentags kam wieder eine Absage; endlich, auf sein dringendes Bitten und Verlangen bewilligte sie ihm eine Zusammenkunft für den nächsten Abend.

An dem bestimmten Tage nun erwachte er mit dem ersten Gedanken — „heute abend“ — Der Bursche brachte ihm die Kleider mit den Worten: „Herr Leutnant, 's ist halb sechs. — Ah, Herr Leutnant sind schon munter?“

„Jawohl — wie ist's Wetter?“

„Schlecht, Herr Leutnant; es regnet!“

„Es regnet?“ kam es enttäuscht von seinen Lippen. Es durfte nicht regnen; er wollte ja heut' abend sein Lieb treffen. „Na, vielleicht hört's wieder auf!“

„Ich glaube nicht,“ meinte der Bursche, „'s wird wohl ein richtiges Landregen werden! Der Himmel sieht aus wie 'n Sad.“

Seufzend machte sich Wolf fertig. Da konnte er Mary nur bei Bergers sehen, und er hatte sich so danach gesehnt, sein Märchen allein zu haben und ihr alles zu sagen, was er für sie auf dem Herzen hatte.

Als er etwas ermüdet vom Vormittagsdienst nach Hause kam, lagen drei Briefe für ihn da — einer von Mary, der er zuerst ergriff, die anderen beiden gar nicht beachtend. Beim Lesen verflüsterte sich sein Gesicht! Das törichte Mädchen — hat sie denn gar keine Sehnsucht nach mir? Mary schrieb ihm in seltsam dringlicher Weise wieder ab, ihn bittend, nicht in sie zu dringen, es sei ihr heute unmöglich, ihn zu sehen — bestimmt aber würden sie sich am nächsten Abend treffen. Es klang eine rührende Bitte aus ihren Zeilen, daß sein Unmut bald verflog.

Dann nahm er die anderen Briefe zur Hand, ein Geschäftsbrief von Bankier Ulrich — was mag er wollen? Und der andere vom Bruder Erwin, der so selten schrieb — „Ist vielleicht dem Vater etwas passiert? Gutes kann es sicher nicht sein!“ Von einer bangen Ahnung ergriffen, riß er das Kuvert hastig auf und las:

„Lieber Bruder!

Du bist sicher erstaunt, durch mich die Ankündigung von Papas Besuch zu erhalten. Er selbst wagt nicht, an Dich zu schreiben — Wolf, es ist etwas sehr Trauriges, Ernstes, was Papa zu Dir führt; vergiß alles, was geschehen ist, und sei gut mit ihm! Ich kann Dir nichts Näheres schreiben, Du wirst es selbst aus seinem Munde hören. Am 29. d. 10,13 Uhr abends trifft er dort ein.

Wie geht es sonst? Ich kann nicht klagen und Du —? Kann man bald zum Hauptmann gratulieren?

Es grüßt Dein Bruder

Erwin.“

Wolf ließ das Briefblatt sinken und starrte düster vor sich hin. „Was ist das? Was für Schreckliches bewegt den Vater, mich aufzusuchen, mich, der gar nicht mehr für ihn existierte? Sollie die Frau —?“ Er fand sich nicht zurecht mit seinen Gedanken und erinnerte sich endlich des dritten Briefes — „was mag mir dieser bringen?“ Er öffnete ihn langsam und las darin nur eine Aufforderung, am Nachmittag zu einer kurzen Unterredung wegen einer wichtigen Sache in die Geschäftsräume des Bankhauses Ulrich zu kommen. „Was will er? Geschäftlich habe ich doch nie mit ihm zu tun gehabt?“ Vergeblich sann und grübelte er über die beiden Briefe, er kam zu keinem Resultat, und dazwischen tauchte Marys Gesichtchen vor ihm auf, wie er es zuletzt gesehen — bleich und müde mit dem seltsam schenen Blick, und tiefes Mitleid überlam ihn. — „Arme kleine Maus — wir haben uns ja so lieb; gräme dich doch nicht so“ —

in dieser Weise schrieb er ihr jetzt, um seine nagenden Gedanken zu verbannen. Vor ihm stand ihr Bild, hinter diesem eine Schale mit weißen Rosen — sie sollte immer von ihren Lieblingsblumen umgeben sein, wie er auch nie veräußerte, ihr stets Blumen mitzubringen, wenn sie sich trafen. Dann nahm er die Photographie zur Hand und betrachtete sie lange, während ein wehmütiger Zug über sein schönes dunkles Gesicht glitt, und seine Gedanken beschäftigten sich mit ihr — „sollten wir uns vielleicht trennen müssen — wela' böses Verhängnis droht uns? Nein, nein, du Süße, nimmer soll das geschehen — wir beide gehören zusammen für immer und ewig! Wenn ich dich nur erst wieder gesehen hätte! Doch du fliehst mich seit jener Stunde! Und hast es doch nicht nötig — o die Erinnerung daran möcht' ich um keinen Preis dahingeben — wie du heiß küßest lämst — o —“ er schloß die Augen, „Mary —“

Aber die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend: der blaue Geschäftsbrief, sowie der moschusduftende des Bruders — er liebte derartige Extravaganzen sehr — drängten sich wieder in seine Gedanken. Da fiel sein Blick auf die Uhr vor ihm. „Gleich zwölf? Da muß ich eilen, wenn ich sie noch sehen will.“

Aber er traf sie nicht, so sehr er auch Umschau hielt. Da erfaßte ihn tödliche Angst. Gewiß war sie krank, und wollte es ihm verheimlichen — sie hatte schon neulich so elend ausgesehen. Wenn er sie doch nur auffuchen könnte; aber das ging ja nicht! Wohl oder übel mußte er bis morgen abend warten!

Endlich, endlich war es Zeit, daß er den gewünschten Besuch machen konnte. Er wollte gleich in das Kontor eintreten, jedoch Gabriele, die ihn hatte kommen sehen, kam ihm entgegen und forderte ihn auf, sich einstweilen noch mit nach oben in die Privatwohnung zu bemühen, da Papa noch schlief. Ihr Gesicht trug einen seltsam triumphierenden Ausdruck, was er wohl bemerkte, und eine trübe Bekommenheit erfaßte ihn, als er die breiten teppichbelegten Stufen emporschritt — was mochte ihm wohl bevorstehen?

Im Salon angekommen, bat ihn Gabriele, Platz zu nehmen und verwickelte ihn in eine Unterhaltung, die sie wohl zu führen verstand; ihr Benehmen hatte etwas Sicheres, fast Frauenhaftes, das kaum zu ihrer Jugend paßte, vielleicht auch daher rührte, daß sie die Mutter früh verloren hatte und insolge dessen repräsentierte, — ihre Hausdame, Fräulein von Lassen, war in ihren Augen keine vollgeltende Persönlichkeit — sie wurde ja bezahlt — — Wolf mußte sich Mühe geben, ein nur einigermaßen höflicher Gesellschafter zu sein, da seine Gedanken anderswo weilten. Jedoch, das mußte er sich gestehen — soviel Auge hatte er doch für sie — daß Gabriele heute selten gut und vorteilhaft aussah in der sehr eleganten luftigen Sommertoilette, die den vollen weißen Hals und den Unterarm frei ließ, als einzigen Schmuck darum ein schwarzes Sammetband tragend, das die Weiße der Haut noch mehr hervorhob. Sie hatte wohl seinen bewundernden Blick bemerkt, und ein Lächeln befriedigter Eitelkeit flog um ihren vollen Mund. Eben fragte sie ihn, warum er sich so selten sehen ließe. Er schützte den Dienst, sowie eine größere militärische Arbeit vor; da hob sie jedoch scherzhaft drohend den Finger.

„Wer das wohl glaubt, Herr von Wolfsburg? Die jungen Leute suchen sich andere Zerstreuungen! Das schadet aber nichts; Papa sagt, Jugend muß austoben — ich finde es riesig interessant; mich würde es ja gar nicht stören, wenn mein zukünftiger Gatte eine kleine Vergangenheit hätte. Das werden die besten Ehemänner — meinen Sie nicht auch, Herr Leutnant?“ und löffelt lächelnd neigte sie sich etwas zu ihm, während doch ein seltsam schillernder Blick in ihrem Auge war. Ihm schnürte es fast die Kehle zu; ohne Zweifel wußte sie um sein Verhältnis zu Mary — neulich schon hatte er das Gefühl gehabt. Es war ihm, als ob Kage und Maus gespielt werde, und er sei die Maus! Siebendheiß überließ es ihn — seine reine Liebe von diesen Lippen in den Staub gezogen!

„Ich weiß in der Tat nicht, gnädiges Fräulein, worauf Sie hinielen.“

„Wirklich nicht, Herr von Wolfsburg?“ Sie stand auf; er folgte ihrem Beispiel — „wirklich nicht?“ sagte sie, spöttisch den Mund verziehend. Da stand sie vor ihm, sich löffelt in den Hüften wiegend, einen verlangenden Ausdruck im Gesicht; wenn er sie jetzt geküßt hätte, sie hätte es sicher gern geduldet. Er sah ihr wohl an, daß sie dieses Zusammentreffen gern zu einem Schäferstündchen benutzte

hätte. Ein Glanz erfüllte ihn gegen dieses Mädchen mit dem gewöhnlichen Sinn, der von allem nur die niedrige gemeine Seite sah. Einen Augenblick erfaßte ihn der Gedanke, ihr von seinem Verlöbniß mit Mary zu sagen; jedoch ein ihr unerklärliches Etwas hielt ihn davon ab; es dänkte ihm eine Entweihung, den Namen der Geliebten vor diesen Ehren überhaupt nur zu nennen. Er wußte ja auch, daß Gabriele ihn begehrte — und mit nichts hätte er sie tödlicher verletzen können, als mit jener Erklärung.

„Nun, Sie schweigen — Sie bekennen sich also schuldig?“ forschte sie mit leichtem Lächeln.

„Mein gnädiges Fräulein, ob wahr oder nicht — jedenfalls halte ich ein Gespräch über solche Dinge für sehr wenig passend zwischen einer jungen Dame und einem unverheirateten Herrn.“

Wolf wog über die erhaltene Zurechtweisung preßte sie die Lippen zusammen, während ein hochmütiger Zug ihr Gesicht entstellte. Das Verlangende, Hingebende war ganz aus ihrer Haltung geschwunden; ihre üppige Gestalt richtete sich hoch auf, und ganz unermittelt bemerkte sie: „Ich glaube, Herr Leutnant, Papa wird Sie bereits erwarten!“

Er sah nach der Uhr. „Schon vier? Und auf halb vier bin ich bestellt! Sie gestatten daher, gnädiges Fräulein, daß ich mich entferne.“

Er verneigte sich; diesmal reichte sie ihm die Hand, und als die Tür sich hinter ihm geschlossen, rief sie höhnisch: „Glück auf den Weg, Wolf von Wolfsburg — mein wirst du doch!“

Bankier Ulrich erhob sich von seinem Platz an dem mächtigen Schreibtisch, als Wolf eintrat, ihn zu begrüßen. Er war von ziemlich kleiner, etwas zur Korpulenz eigener Gestalt. Das runde, von einem ergrauten Bart umrahmte Gesicht trug für gewöhnlich einen gutmütigen, jovialen Ausdruck, jedoch ein Zug darin zeigte, daß er rücksichtslos bis zur Härte sein konnte, und auch die Augen hatten einen listigen, verschlagenen Ausdruck. Ihm ging der Ruf eines sehr tüchtigen, gewiegten Geschäftsmannes voraus.

„Sie schrieben mir, daß Sie mich erwarten,“ begann Wolf, nachdem sie sich beide geküßt.

„Ja, allerdings, schon seit zwanzig Minuten —“ lächelte Bankier Ulrich.

„Dann bitte ich sehr um Verzeihung, aber Ihre Fräulein Tochter —“ entschuldigte sich der junge Offizier; hatte ihn dies Geschöpf noch belogen!

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Bankier, „schon gut, Herr Leutnant! ich begreife — eine junge Dame besitzt mehr Anziehungskraft als ein alter Mann! — Nun, daß Sie sich gut unterhalten haben, muß ich aus Ihrer Unpünktlichkeit schließen — freut mich sehr!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die gute Nachricht.

Skizze von René Bazin.

Autorisierte Uebersetzung von N. Collin (Berlin).

Zuerst war Marie heimgekommen, dann Jeanne, zuletzt Cécelie. In der kleinen Wohnung, die sie inne hatten — eine Küche, ein Wohnzimmer, drei durch einen Korridor vereinte Schlafzimmer —, konnte man jeden Abend zur selben Zeit dieselben aus vollstem Herzen gegebenen Klänge hören und dieselben Worte, die die drei Schwestern zueinander sprachen und die von der Mutter wiederholt wurden:

„Guten Tag, Liebling, bist du nicht zu abgebannt? Hast du auch nicht zu viel gearbeitet? Wirklich nicht? Du ruhst dich jetzt aus, wie? Ach, wie schön ist es, zusammen zu sein!“

Die Mutter setzte manchmal hinzu: „Hast du bezahlt bekommen?“

Marie, die Älteste, ein großes blondes Mädchen, elegant und kräftig, mit fremden Leuten sehr reserviert und soß fast; aber zu Hause, wo ein Lächeln nicht schlecht anzusehen werden konnte, jeder in der Familie die gleichen Rechte hatte, sehr zärtlich. Sie war Lehrerin und erteilte französischen Unterricht. Sie war kräftig, den ganzen Tag eilte sie von einer Straße in die andere, ohne daß die Ermüdung ihrer blühenden Jugend etwas anhaben konnte. Jeanne, die zweite, war zarter, freundlicher, anheimelnder und für einen lobenden Blick oder ein lobendes Wort empfänglicher; sie gab Klavierstunden. Auf Zeiten, in denen sie sehr bleichsüchtig war, kamen wieder Monate, in denen sie vor Lebenslust überprudelte. Im vorigen Jahre hatte man sie in einem Badeort sitzen müssen, und diese Reise hatte die

Ersparnisse der ganzen Familie gekostet. Sie war die einzige, die sich pflegte. Die Jüngste der Schwestern, die man „die Kleine“ nannte und die weder hübsch noch grazios war, ein achtzehnjähriges Mädchen, das gerade sein Examen gemacht hatte, beklagte sich nie, arbeitete immer hintereinander und schien nicht im mindesten daran zu denken, daß es noch eine andere Prüfung geben könne, als die bisher geführte. Diese Auffassung konnte vielleicht den Grund haben, daß sie als Jüngste noch sehr klein war, als ihr Vater den geschäftlichen Schlußbruch erlitten hatte, und sie von den besseren Zeiten, an die sich die beiden anderen mehr oder minder deutlich erinnerten, nichts wußte.

Die Nacht brach herein, eine späte Frühlingsnacht, in denen die nach der Straße geöffneten Fenster in der vorgezeichneten Stunde noch ein wenig Licht, ein wenig Staub und ein wenig laue Wärme hineinließen. Cécile war kaum ins Zimmer getreten, hatte ihren Hut auf das Bett gelegt und war dabei, ihren Schleier sorgfältig zu falten, als Marie, die sie küßte und in der Dunkelheit ihr ins Gesicht zu sehen versuchte, ausrief: „Du bist etwas passiert.“ In diesem Augenblick ging die Mutter durch den Korridor, um das Abendessen aufzutragen.

„Ja,“ sagte sie, ohne stehen zu bleiben. „Eine große Keimigkeit; kommt, ihr sollt sie hören.“

Die Mutter, die in dieser Häuslichkeit die Pflichten einer Köchin und eines Hausmädchens erfüllen mußte, war eine arme, verbrauchte, überarbeitete Frau, verbittert durch das, was sie doch nannte, das heißt den Geldverlust von einst, die Nahrungsvorgen von jetzt, und unfähig, einem anderen Gedanken nachzugehen. Sie setzte sich nun an den Tisch, und während sie die Suppe auffüllte, fuhr sie fort: „Ja, ich habe euch mitzuteilen, liebe Kinder, daß man Cécile in einem Schloß eine Stellung als Erzieherin angeboten hat.“

Marie und Jeanne, die symmetrische Fehler auf dem gebogenen Tisch in Ordnung brachten, hier ein Glas richtig schoben, dort die Oblissole auf einen anderen Platz setzten, bogen sich vor. Das Licht der Hängelampe fiel auf ihre roten Schürzen, die sie über ihre Kleider gebunden hatten.

„Erzieherin? Die Kleine? In einem Schlosse?“ fragten sie. „Und in einem großen. Sie wird ein Zimmer und ein Toilettenzimmer in einem Turm bewohnen, getrennt von den Zimmern der Kinder, sie darf an den Mahlzeiten im Esszimmer teilnehmen, selbst wenn Besuch da ist, sie hat täglich zwei Stunden Zeit, um zu lesen, es ist versprochen worden, daß sie sich an den Ausflügen beteiligen darf, und einmal monatlich darf ich Sonntags unseren kleinen Liebling besuchen.“

„Ist es weit von hier?“  
„Fünfzehn Meilen.“

„Wieviel Kinder hat sie zu unterrichten?“  
„Ein einziges von dreizehn Jahren. Cécile ist achtzehn Jahre, das paßt sich gut. Heute haben wir einmal Glück gehabt. Denn ich muß euch sagen, daß ich fünfzehnhundert Franken für eure Schwester durchgesetzt habe. Ist das nicht großartig? Sie hätte nicht gewagt, eine solche Summe zu fordern. Ich wagte es. Ich sagte: Gnädige Frau, es gibt Erzieherinnen und Erzieherinnen, aber ein junges Mädchen der Gesellschaft wie mein Kind.“

Und während sie ihren Töchtern vorlegte, erzählte sie weit-schweifig, wie sich alles zugetragen hatte. Jeanne und Marie blinnten sie an. Mit verwirrter, unruhiger, gespannter Aufmerksamkeit betrachteten sie die Kleine, die mit dem braunen Köpfchen nickte: „Ja, so war es, es stimmt.“ Ganz bleich vor Erregung studierte sie die Mienen ihrer Schwestern, um zu wissen: soll ich mich freuen, ist es wirklich eine gute Nachricht, ist es das Glück?

Jeanne berechnete, daß das versprochene Honorar 750 halbe Klavierstunden, die halbe Stunde zu 2 Franken, bedeutete; sie dachte, daß Cécile keine Ausgaben, außer ihrer Toilette, haben würde, und vor vierzehn Tagen hatten sie sich das Sommerkleid und den Sommerhut bereits gekauft.

„Es ist herrlich,“ sagte sie. Marie, die ihre Ansicht immer zuletzt äußerte, der man dann aber am meisten Beachtung schenkte, meinte:

„Was mich verführen würde, ist der Gedanke, sich nur mit einem Kinde beschäftigen zu brauchen, mir seine Liebe zu erlangen, die Mutter zu ersetzen. . . . Wenn man jemand auch noch so viel Privatstunden erteilt, der Einfluß ist doch nicht der rechte. Kann, daß man sich die Sympathie erregt, aber das ist auch alles. Wie habe ich schon durch den beständigen Wechsel seelisch gelitten.“

„Und ich physisch,“ unterbrach sie der Jüngere. „Ich habe Anstrengungen aushalten müssen, die Cécile nicht ertragen würde. Dann reißt mich auch die veränderte Umgebung, Cécile wird reifen. Wam soll sie ihre Stellung antreten, Mutter, du hast es noch nicht gesagt?“

„Wir werden es in vier Tagen wissen. . . . Ich werde durch einen Brief benachrichtigt werden. Es ist eine gewisse Zeit nötig, um die bisherige Erzieherin zu verabschieden, und das Kind darauf vorzubereiten, unsere glückliche Cécile zu empfangen. . . .“

Die glückliche Cécile, die tiefe Schatten unter den Augen hatte und sehr überarbeitet ausah, blickte ihre drei Richter prüfend an und verstand, daß sie sich wirklich freuen konnte; sie wurde lebhaft, sie machte Projekte, sie war wipig. Zwischen ihr und Jeanne be-

sonders, den beiden Jüngsten, war die Konversation so lebhaft und lustig, daß man das Mädchen, das bisher so ruhig war, gar nicht wiedererkannte.

Selbst als das Abendbrot beendet war, machte die gute Nachricht ihren Einfluß weiter geltend. Die Mutter bedeckte den Tisch ab, und als sie geschäftig von einem Zimmer in das andere ging, wunderte sie sich jedesmal, wenn sie in das Esszimmer zurückkehrte, ihre Töchter nicht so schweigend als sonst zu finden. Marie, Jeanne, Cécile besterzten um diese Zeit ihre Sachen aus und saßen um die Lampe herum. Von Zeit zu Zeit wechte ein frisches Lästchen.

Die beiden Ältesten sprachen von den Schwierigkeiten ihres Berufes, nicht um sich zu beklagen, nicht bitter, im Gegenteil, in guter Laune, um die Hoffnung der Kleinen zu stärken, die keine Privatstunden mehr zu geben brauchte.

Jedoch als sie endlich aufstanden, erriete Marie in dem Schweigen der nun eingeschlafenen Stadt plötzlich das Bewußtsein der bevorstehenden Abreise. Als sie sich herumdrehte, um ihrer Mutter gute Nacht zu sagen, sah sie ihre junge Schwester durch die Dunkelheit schon halb verschwunden. Sie dachte: „Sie muß abreisen. In vier Tagen wird sie jahrelang fortgehen.“ Und dieser Gedanke, den sie von Anfang an unklar empfunden, gegen den sie seit Stunden angeknüpft hatte aus Furcht, selbst zu leiden und den anderen Kummer zu verschaffen, bemächtigte sich ihrer mit aller Gewalt. Marie trocknete sich heimlich die ersten Tränen.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, war der Gedanke, den sie zuerst unklar empfunden, jetzt deutlich geworden: „Diese gute Nachricht ist ein Unglück. Wenn eine von uns dreien fortgeht, ist das Haus tot.“ Sie behielt ihre Ansicht für sich. Aber als Cécile abends die Unterhaltung vom Tage vorher wieder mit Jeanne aufnehmen wollte, sprach diese die Worte: „Schloß, Freiheit, Spaziergänge“ in einem Ton, als ob sie nicht mehr daran glaubte.

Am Tage darauf sagten die drei Schwestern, daß sie sich nicht wohl fühlten, und legten sich zu Bett, ohne wie sonst miteinander gesprochen zu haben.

Am dritten Tage ging Marie, die sehr früh aufgewacht war, in eine nahe Kirche, um die Messe zu hören. Kaum kniete sie zwei Minuten, als sie Schritte hinter sich hörte, die leise über den Steinfußboden glitten. „Oh,“ dachte sie, „das ist Jeanne, die wie ich leidet.“ Und wirklich ging Jeanne an ihr vorbei. Einige Augenblicke nachher kam auch Cécile. Sie vermieden es, sich zu begegnen und sich auszusprechen.

So kam der vierte Tag heran. Marie und Jeanne hatten ihr Fortgehen verzögert, um noch amvorfend zu sein, wenn die Briefe gebracht wurden. Es war acht Uhr morgens. Die Klingel ertönte. Die Mutter sagte: „Nun ist er da.“ Ebenso aufgeregt als in jenem Moment, als sie für ihre Tochter eine bessere Zukunft und für sich eine Verringerung der Sorgen gesehen hatte, öffnete sie die Tür und nahm den Brief entgegen. Es war zu dunkel, und sie konnte ihn im Korridor nicht lesen. Sie ging an das Fenster des Esszimmers, und während des Gehens öffnete sie den Briefumschlag. Die Kinder folgten ihr stumm, bleich, ohne Gile.

Bei den ersten Zeilen fuhr sie auf: „Wir haben doch nie Glück! Die Zeitige bleibt wieder.“

Klagend las sie den Brief mit lauter Stimme. Aber ihre drei Töchter, die bis jetzt nebeneinander gestanden hatten, umarmten und küßten sich wie närrisch. Sie schluchzten, sie lachten, sie preßten sich aneinander, und ihre Wangen, die wieder rosig wurden, waren von Tränen und Küßen feucht.

Zuerst sprach Marie: „Welch grenzenlose Freude!“ Jeanne antwortete: „Wenn die Kleine uns verlassen hätte, wäre ich gestorben.“ Nun sagte die Kleine: „Ich war fest entschlossen, abzuschreiben.“

Mit verschiedenen Worten sprachen alle drei das entscheidende Urteil ihres Lebens aus: „Wir trennen uns nicht.“ Und an jenem Tage weinten sie vor Freude bis zum Abend, weil sie das Geheimnis erraten hatten, weshalb sie in ihrer Armut so glücklich waren.

## Vom Suez-Kanal.

Die schmale Fahrinne des Suez-Kanals, welche an vielen Stellen kaum die Breite der Last bei Gießen hat, jener Schiffahrtsweg, der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet und hierdurch den Seeweg nach Indien um mehr als die Hälfte verkürzt, bietet dem, nach dem fernem Osten Reisenden, wie auch dem nach Europa Zurückkehrenden, nach ermüdender Seefahrt eine Abwechslung, wie sie eigenartiger kaum denkbar ist. An Bord des Dampfers wird ihm in angenehmer, langsamer Fahrt, ohne daß er seinen bequemem Liegestuhl zu verlassen braucht, die Einsamkeit der Wüste wie in einem grandiosen Wandbilde vor Augen geführt. Sie zieht an ihm vorüber in ständig wechselnder Szenerie, bald als kahle, leblose Ebene, deren Grenzen am fernem Horizont im Nebel verschwunden, bald wieder in zackiger, in violetten oder rosa Tuit gehüllter Gebirgsform. Freudenliche, von Hainen aus Dattelpalmen umgrünte Oasen, armelige Araberhöfchen mit einer kleinen Moschee, Karawanen beladener Kamel, Hüge arabischer Neffapügel, das alles bietet sich dem Auge in echt orientalischer Eigenheit, ohne daß man damit in unerwünschte Berührung kommt.

Verläßt man Port Said, eine Stadt von 60 000 Einwohnern, die ihre Entstehung dem Kanalbau verdankt, so dehnt sich rechts und links die weite, unübersehbare Fläche des Sees Neu-

falsch aus, durch welchen der Kanal in schnurgerader Linie hindurchführt. Dieser verjümpfte See ist durch eine Neigung vom Mittelmeer und den Ablagerungen des Nils getrennt. Hier und da bemerkt man große weiße Flecken oder Streifen wie unregelmäßige Inseln. Es sind Scharen zahlloser Flamingos und Pelikane, die hier in dem flachen, aber fischreichen, größtenteils unbefahrbaren Schlammsee sich eines ungehörten Daseins erfreuen. Auf der afrikanischen Seite, an welcher auch die Bahnlinie von Port Said und Kairo entlang läuft, hat die Kanalgesellschaft einen schmalen Streifen Baum- und Strauchwuchs angepflanzt. Dieser Vegetationsstreifen besteht in der Hauptsache aus Känguruhbäumen, Casuarina equisetifolia aus Australien, unter deren Windschub die afrikanische Tamariske (Tamarix africana), vereinzelte Dattelpalmen und noch einige andere, immergrüne Sträucher gedeihen. Wo die schlanke, im Dezember mit rosa Blütenständen geschmückte Tamariske den Kanal wie Weidenbüsch begleitet, bietet sie im Verein mit einem silberweiß, federbuschartig blühenden, manns-hohen Schiff (Bragmites), das ebenfalls angepflanzt ist, ein anmutiges Bild von freundlichem Grün inmitten der toten Einöde, auf deren stark salzhaltigem Boden sonst auch nicht ein Gräschen sproßt. Besonders freundlich umpflanzt sind die am Kanal in bestimmten Abständen erbauten Stationshäuser, Wohnungen europäischer Beamten. Dattelpalmen, von Früchten ganz rot aussehende Pistazien, dicht mit breiten Schoten behangene Lebedebäume, gelbblühende Azalien, in reichem Blütenstand stehende Cassien oder Negerlastersträucher, weiße oder gelbe lanarifische Margaretenblumen und scharlachrot leuchtende Weihnachtssterne (Poinsettia pulcherrima) sind die Hauptbestandteile dieser afrikanischen Gartenflora. Nach Sonnenuntergang erglänzt die Wüste in gelbroten Farben, und wenn der Mond die Landschaft erhellte, glaubt man sich inmitten einer Schneelandschaft zu befinden. Die Nächte sind am Kanal empfindlich kühl (10° C). Regen soll äußerst selten sein, nur als wir am 16. Dezember gegen Mittag Port Said verließen, goß es in Strömen und das über das Oberdeck stießende Regenwasser half den Matrosen den Kohlenstaub fortzubülen, welcher sich beim Einnehmen der Kohlen im Hosen angeammelt hatte.

Der in den Jahren 1859—69 von dem französischen Ingenieur Lesseps von französischem Kapital und einem Kohlenaufwand von 380 Millionen Mark erbaute Kanal ist ein Niveau-Kanal, ohne Schleusen. Er hat eine Länge von 138 Kilometern, eine Entfernung, welcher der von Gießen bis Weinheim a. d. B. entsprechen dürfte. Die Fahrzeit dauert, da die Schiffe, von einem Loffen der Kanalgesellschaft geführt, nur ganz langsam fahren dürfen, etwa 16 bis 17 Stunden. Der Kilometer wird demnach in etwa 7½ Minuten zurückgelegt. Es kommt jedoch vor, daß die Fahrzeit wesentlich länger dauert, wenn nämlich entgegenkommenden Schiffen ausgewichen und das Schiff zu diesem Zweck am Ufer festgemacht werden muß, oder wenn der Kanal infolge eines Unfalles, der ein vorausfahrendes Schiff betreffen hat, nicht passierbar ist. Dauert die Sperrung durch ein Schiff — der Kanalgrund besteht zum Teil aus Kreideseifen, zum Teil aus Muschelkalk — zu lange, so wird, wenn andere Mittel, das Hindernis zu beseitigen, nicht helfen, zur Sprengung mit Dynamit gegriffen. Unter Lloydampfer z. B. mußte mehr als 6 Stunden liegen bleiben, weil ein großer, mit der Vertiefung der Kanalsohle beschäftigtster Dampf-bagger geunken war. Die Tiefe, an deren Erweiterung, wie erwähnt, gegenwärtig gearbeitet wird, beträgt zurzeit 11 Meter, die Breite des Fahrwassers an den schmalsten 45, an den Ausweichtellen 75 Meter. Nachdem vor zwei Jahren beide Uferböschungen durch Stampfbeton, der durch Muschelkalkseife verblendet worden ist, befestigt wurden, soll nun auch, um den steigenden Anforderungen des Verkehrs zu genügen, an die Verbreiterung des Fahrwassers herangetreten werden. Man sieht bereits einige zwanzig Dampf-bagger beschäftigt, die das geschärfte Material, mit Wasser vermischt, zunächst zehn Meter hoch heben, um es dann in einem weiten, 50 Meter langen Rohr an Land zu befördern. Diese Schlammassen fließen nach der Wüste zu ab und stürmen sich zu einem bis fünf Meter hohen Damme. Doch nur nach der asiatischen Seite zu erfolgt dieses Abfließen des salzhaltigen Schlammes, um die von Vegetation begrünzte andere Seite nicht ihres Pflanzenwuchses zu berauben. Dieser ist mit Mühe und Kosten aufgebracht worden, damit er gegen den Wüstensand, welcher den Kanal verwehen würde, einen wirksamen Schutz gewähre.

Der Verkehr steigt von Jahr zu Jahr. Er betrug im Jahre

1870	486 Schiffe mit	436 609 Tonnen,
1880	2026 "	3 057 422 "
1890	3389 "	689 094 "
1900	3441 "	9 738 152 "
1910	4533 "	16 581 898 "
1912	5373 "	20 275 120 "

Von diesen im Jahre 1912 den Kanal durchfahrenen Schiffen waren mehr als die Hälfte englisch, nämlich 3335, deutsch waren 698, holländisch 343, österreichisch-ungarisch 248, französisch 221, italienisch 143, russisch 126, japanisch 63, dänisch 45. Die übrigen 25 verteilen sich auf andere Staaten. Als Passagiere wurden 1912 im ganzen 266 403 Personen befördert. Die Gebühr für die Netto-Registertonne beträgt 7 Franks, außerdem für jeden Passagier 10 Franks. Dieser Satz ist im Fahrpreis einbegriffen. Welche Beträge das bei größeren Schiffen ausmacht, mag man daraus

ersehen, daß ein einziger Lloydampfer 45 000 Mark Kanalgebühr für eine Durchfahrt zu zahlen hat; Norddeutsche Lloyd allein zahlte 1912 an Kanalzoll 2 804 342 Mk. und die Kanalgesellschaft, deren Aktien sich zumeist in englischen und französischen Händen befinden, hatte in dem genannten Jahre eine Einnahme von rund 140 Millionen Mk. zu verzeichnen, während ihre Ausgaben für Betrieb und Verbesserungsarbeiten sich nur auf rund 20 Millionen beliefen.

Ob der Panamakanal, dessen Eröffnung für das Jahr 1915 zu erwarten ist, der bei einer Länge von insgesamt nur 81 Kilometern die Summe von Tausendsebenundachtzig Millionen Mark bereits verrichtungen hat, eine ähnlich günstige Entwicklung zu verzeichnen haben wird, wird bezweifelt, und die Vereinigten Staaten rechnen bereits mit einem jährlichen Zuschuß von 5 Millionen Dollar, welche allerdings der Union in anderer Weise (Kanalfreiheit für die eigenen Schiffe, strategische Bedeutung) wieder zugute kommt.

### Humoristisches.

\* Der weise Backfisch. „Erlauben Sie, Fräulein Kabele, daß ich Ihnen den anständigsten jungen Mann vorstelle, den ich je kennen gelernt habe.“ „Ach nein, ich danke sehr, Mama will nicht, daß ich mit armen jungen Leuten Bekanntschaft mache.“

\* Die Diplomatin. „Sie scheinen mit Charles Dawkins nicht mehr so gut zu stehen wie früher?“ „Nein, ich kann ihn jetzt nicht mehr ausstehen, und ich muß mich wirklich furchtbar bezwingen, daß ich bis nach Weihnachten warte, um ihm das zu sagen.“

\* Die Altmodischen. „'ne verrückte Bande, die Speed-lehse!“ „Ja, was haben sie denn gemacht?“ „Denk' dir, verpfändeten die Menschen ihr Automobil, um sich ein Heim zu gründen!“

### Büchertisch.

— Peter Kosegger, Gesammelte Werke vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band gleichmäßig gebunden Mark 2.50 (Kr. 3.—), in Halbpergamament Mk. 4.— (Kr. 4.80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der I. Abteilung Band 9: Am Tage des Gerichts. Mein Lied. Der vorliegende Band der prachtvollen Neuausgabe der Gesammelten Werke Koseggers enthält das einzige Theaterstück des Dichters, einige dramatische Szenen und seine Lyrik. „Am Tage des Gerichts“ behandelt einen jener tragischen Konflikte, die plötzlich und schrecklich zwischen Alderer und Förster entstehen. Den Dichter inspirierte in einem dieser unerbittlichen Zweikämpfe die Idee des ewaltigen Gegensatzes, der die Menge zu fesselt und den Instinkt der Großmut zu wecken vermocht, der in ihr ebenso schlummernd wie der Instinkt der Grausamkeit. Dieses vieraktige Volkschauspiel leitet bekenntlich die letzte Periode des Schaffens Koseggers ein, wo der Dichter mehr denn je, der moralischen Tat und der sozialen Reform zugeneigt, die Liebe als den mächtigsten Hebel des Fortschrittes ansieht. — „Mein Lied“, des Dichters Werke, möchte weniger Buch wie Person sein. Kosegger hat seine Lieder für seine Freunde geschrieben. Er gibt den Menschen zurück, was er von ihnen hatte, verginkt mit seiner eigenen Seele. Bei der Auswahl der Gedichte ließ sich der Dichter weniger von Grundfragen der metrischen Schönheit als von ersteren Forderungen der Echtheit leiten. Möge Koseggers Lied, den Leser zu guter Stunde grüßen, auch seiner Freunde Lied sein.

### Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	be	laß	dich	kleine	das	kleine	
willst	großen	trach	dann	durch	nicht	achten	das
du	im	ten	an	ger	wirft	auf	lernst
natur	wenn	am	ihm	du	streu'n	du	auch
	streu'n	großen	wie	dich	wenn	doch	

Auflösung in dieser Nummer.

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer:  
D selio, o selio, ein Hund noch zu sein.